

Christian Oehlschläger

Die Hasenpfote

Kriminalroman

*Für
Linda und Anna*

Christian Oehlschläger

DIE HASENPFOTE

Kriminalroman

Christian Oehlschläger, 1954 in Hannover geboren, ehemals Förster bei der Landwirtschaftskammer Niedersachsen, war mehrere Jahre als forstlicher Berater in Mittel- und Südamerika tätig, bevor er die Leitung der Bezirksförsterei Burgwedel übernahm.

Neben zahlreichen Beiträgen für die Fachpresse sind von ihm erschienen:

Kriminalromane
Der Schwanenhals
Der Kohlfuchs
Die Wolfsfeder
Der Waldvogel
Das Hirschluder
Der Neunwürger

Kurzgeschichtenbände
Seltene Beute
Wildwechsel
Draußen vom Walde
Wo Hirsch und Has'
Auf trügerischer Spur

Obendrein hat der als ›Krimi-Förster‹ bekannte Autor an diversen Anthologien mitgewirkt. Weitere Informationen finden Sie unter www.christian-oehlschlaeger.de

Ein Glossar am Ende des Romans, auf Seite 350, erläutert die Begriffe aus der Forst- und Jägersprache.

Impressum



ISBN: 978-3-7888-2008-4

1. Auflage 2021
Printed in Germany

Erschienen in der Edition Jägerleben
im Auftrag des Verlages
J. Neumann-Neudamm

© 2021 Verlag J. Neumann-Neudamm
c/o NJN Media AG
Schwalbenweg 1
D-34212 Melsungen

info@neumann-neudamm.de
www.neumann-neudamm.de

Lektorat, Titelgestaltung und Satz: Ulrich Hilgefert, Hannover
Gesetzt aus der Garamond 11/13 pt

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne die Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Auf einen Dach

*Armes Tier, im engen Bau
Liegst du verdrossen,
Wiesengrün und Himmelblau
Bleibt dir stets verschlossen.*

*Nur in finstrer Mitternacht
Kommst herausgegangen
Schüchtern: denn sie halten Wacht,
Dass sie dich bald fangen.*

*Deinem Felle nur wird Teil,
Was dir nie geworden,
Oft ein schönes Reisebeil
Nach den fernsten Orten.*

*So wie dir, also ergeht's
Mir im engen Leben,
Muss an einer Stelle stets
Wie du Armer kleben.*

*Nach dem Tode trägt man
Mich wohl auch ins Freie,
Aber ach! Sie scharren dann
Ein mich flugs aufs Neue.*

Justinus Kerner (1786 – 1862)

Prolog

Tief unten im Dachsbau tat sich etwas. Das war ungewöhnlich für den Anfang des Jahres, denn im Januar hielten die Erdmarder in der Regel Winterruhe.

Doch in jenem Winter war vieles anders. Die kalte Jahreszeit hatte ihren Namen kaum verdient, der Winter 1989/90 gehörte zu den mildesten des 20. Jahrhunderts – und zu den sturmreichsten: Orkantiefs mit den schönen Namen *Daria*, *Hertha*, *Vivian* und *Wiebke* richteten enorme Schäden an, vor allem in Wald und Flur. So auch im Süden der Lüneburger Heide, im waldreichen Landkreis Celle, im Meißendorfer Gehege.

Der alte Dachsrüde drehte sich unruhig in seinem Lager. Das raschelte, denn der geräumige Wohnkessel war mit knochentrockenem Laub, Gras und Moos ausgepolstert. Meister Grimbart konnte wegen seiner Wetterfühligkeit kaum schlafen, der milde Winter behagte ihm ganz und gar nicht. Zudem machte sich bei solchen Gelegenheiten seine alte Verletzung bemerkbar. Sie juckte fürchterlich.

Zur Beruhigung leckte er an seinem Hinterlaufstumpf. Eine 3-mm-Schrotgarbe, abgefeuert von einem Schlumpfschützen vor vielen Wintern während einer Treibjagd, hatte ihm den rechten Hinterlauf zerschmettert. Seitdem war er nur noch auf drei Läufen unterwegs, mehr schlecht als recht. Immerhin fand er noch pflanzliche Kost, Regenwürmer und Insektenlarven und kam so einigermaßen über die Runden. Als Nahrungsgeneralist scheute er auch vor Aas nicht zurück, kein noch so übel riechender Kadaver war vor ihm sicher. Nur auf die flinken Mäuse, die er in jungen Jahren so gern vertilgt hatte, musste er seit dem Jagdunfall verzichten.

Erneut erhob sich der Dachsbau. Als hätte er einen Drehwurm, rotierte er mehrmals um die eigene Achse. Zur Wetterfühligkeit gesellte sich Hunger. Wurde man in der Winterruhe gestört, meldete sich rasch der leere Magen. Da half auch das im Herbst

angemästete Fett nicht. Erst einmal wach, trieb der Hunger einen hinaus aus dem Bau, um nach etwas Fressbarem zu suchen.

Doch es gab noch etwas, das ihn beunruhigte. Der Rüde hob sein Haupt und nahm Witterung auf.

Seltsam!

Da hing ein Geruch in der Luft, den er in all den Jahren noch nie in seinem Heimatbau wahrgenommen hatte. Eine zwar angenehm süßliche, doch irgendwie auch tieruntypische, bedrohlich anmutende Duftmarke.

Das Jahrhunderte alte, labyrinthartig verzweigte Tunnel-system mit unzähligen Kammern und Röhren hatte schon manchem dachsfremden Gast als Wohnstätte gedient. Das war nicht außergewöhnlich. Neben Dachsen als Hausherrn nutzten vor allem Füchse den riesigen, mehrere hundert Meter langen Bau. Aber auch Marder, Iltis oder die hierzulande neu aufgetauchten Waschbären und Enoks bezogen gern unter Tage Quartier.

All diese Raubtiere hatten ihre Beute zum Bau geschleppt: Hasen, Kaninchen, Hühner, Enten, Mäuse, alle möglichen Singvögel, Maulwürfe, Frösche oder gar Fische – und stinkendes Aas vom Schalenwild. Doch auch deren Ausdünstungen rochen anders als das, was dem Dachsrüden jetzt in die Nase stieg.

Der Wohnkessel, in dem sich Meister Grimbart befand, lag gut fünf Meter tief unter der Erde, eingegraben in den gelben, mit Kies und Findlingen durchsetzten Heidesand. Wohnkessel reihte sich an Wohnkessel. Jede Dachsgeneration hatte eine neue Höhle dazu gebaut, so dass im Laufe der Zeit eine unüberschaubare Anzahl an Röhren und Kammern entstanden war. Für Jäger und ihre vierbeinigen Gehilfen ein Gräuel – so mancher Bauhund hatte hier unten sein Leben gelassen.

Der Dachsrüde schnüffelte in die Dunkelheit.

Oder kam das, was ihm in die Nase gestiegen war, von außerhalb des Baus? Von oberhalb der Erdoberfläche?

Dort standen Bäume dicht an dicht. Steinalte, dickborkige, windschiefe Kiefern an einem südexponierten Waldrand. Weitab von Feldern, Wiesen, Wegen und Gräben verirrten sich Menschen nur selten hierher.

Seine Neugierde war geweckt. Schwerfällig raffte er sich auf, stellte sich auf seine drei Läufe und schüttelte das Moos aus dem Balg. Dann kroch er beherzt los, in eine der Röhren, die nach oben führte.

Er brauchte eine Weile, um sich zurechtzufinden, denn der Bau bestand aus einem Wirrwarr von Gängen auf mehreren Etagen. Manche der Röhren, die ein schlanker Fuchs gegraben hatte, waren zu eng für einen ausgewachsenen Dachs. Es galt, genau den Gang zu finden, durch den er vor einem halben Mond in seinen Wohnkessel hinabgestiegen war.

Mit jedem Meter, den er hinter sich brachte, wurde der Geruch intensiver. Er ließ alle Vorsicht fahren und wurde immer schneller. Die von der Fresssucht getriebenen Instinkte mobilisierten seine letzten Kräfte.

Als der Dachs nur noch wenige Gänge von der Stelle entfernt war, wo der Hauptaustgang des Baus recht steil nach oben führte, hielt er inne. Seine Knopfaugen erspähnten schummriges Licht. Nach den vielen Tagen im Dunkeln mussten sich seine Seher erst einmal an die zunehmende Helligkeit gewöhnen.

Es war Tag, nicht Nacht, realisierte er.

Da galt es, doppelt vorsichtig zu sein. Als nachtaktiver Erdmarder wagte sich seinesgleichen am helllichten Tage nur in höchster Not aus dem Bau.

Der fremde Geruch war kaum noch auszuhalten. Doch etwas anderes ließ den Dachs verstört verharren.

Nervös blinzelte er nach oben, in Richtung Erdoberfläche.

Da stimmte etwas nicht. Das Tageslicht drang durch einen schmalen Seitengang zu ihm in den Bau - nicht durch die viel weitere Hauptröhre. Die war stockfinster, die Öffnung nach außen verschüttet.

Warum nur? Hatten wieder Stürme im Wald gewütet und Bäume entwurzelt? Wie schon so oft in den letzten Monaten? Blockierte der aufgeworfene Wurzelteller einer der Kiefern den Eingang?

Oder...?

Dieser seltsame Geruch ... er kam eindeutig aus der verschütteten Hauptröhre, nicht durch den offenen Luftschacht.

Kurz entschlossen begann der Dachsrüde mit seinen beiden Vorderpfoten zu graben – dort, wo zuvor der Hauptgang nach außen geführt hatte. Der trockene Sand ließ sich leicht beiseite scharren. Kein Stein, keine Wurzel, nichts hinderte den emsigen Gräber.

Bis er plötzlich auf Haare stieß.

Keine Haare, die der Dachs kannte. Die hier waren aschblond wie verblichenes Haferstroh, lang und dünn wie die Halme der Drahtschmiele. Von einem Artgenossen oder einem Fuchs stammten sie nicht. Auch andere Wildarten schieden als Verursacher aus.

Der Dachsrüde buddelte weiter. Plötzlich nahmen die Haare eine rote Färbung an, eine blutrote Färbung. Sie klebten an einem Schädel. Einem menschlichen Schädel.

Ein Ohr wurde sichtbar, eine zerkratzte Wange ... dann die Nase ... weit aufgerissene Augen. Darüber, mitten auf der Stirn, befand sich ein kleines Loch. Ein kreisrundes, erbsengroßes Loch, aus dem ein schmales rotes Rinnsal gesickert war.

Wie von Sinnen wühlte der Dachsrüde weiter.

Erstes Kapitel

Es war an einem Tag im Mai des ersten Corona-Jahres 2020. An einem sonnigen Dienstagvormittag.

Robert Mendelski saß auf der Eichenbank im heimischen Garten in Boye. Gedankenverloren schaute er den Libellen zu, die auf der Jagd nach Beuteinsekten im Zickzackflug über dem kleinen Teich kreisten. Ein leichter Wind ließ die frisch ausgehenden Schilfhalme leise rascheln.

Der Kriminalhauptkommissar blieb zu Hause, weil die Polizeidirektion es angeordnet hatte. Seit Mitte März war alles anders. Das tödliche Virus, Auslöser der Covid-19-Pandemie, hatte vieles durcheinandergebracht, dienstlich wie privat.

Sie gehörten zur Risikogruppe. Seine Frau, Carmen Pidal-Mendelski, und er. Beide waren über sechzig. Zwar hatten sie keine nennenswerten Vorerkrankungen, trotzdem hielten sie sich sehr genau an die Vorgaben: Möglichst zu Hause bleiben, nur die nötigsten sozialen Kontakte, und – wenn überhaupt – mit dem gebotenen Abstand und dem obligaten Mund-Nasen-Schutz. Pablo und Ana taten sich zunächst schwer, ihre Eltern nicht zu sehen. Inzwischen kamen sie jedoch im Wechsel an den Wochenenden. Familien durften sich ja besuchen.

Mit großer Sorge hatte Carmen in den vergangenen Wochen nach Spanien geschaut. Nach Barcelona, wo ihre 90-jährige Mutter Doña Teresa mit ihrer Schwester Mercedes lebte. Obwohl Spanien besonders hart von der Pandemie heimgesucht wurde, hatten sie bisher Glück im Unglück und waren verschont geblieben. Doch an eine Reise dorthin war nicht zu denken.

Seltsame Zeiten. Auch dienstlich: Seit der tödlichen Messerattacke auf einen 15 Jahre alten Jesiden Anfang April gab es für das Fachkommissariat 1 der Polizeiinspektion Celle wenig zu tun. Der Täter, ein 29-jähriger Deutscher, war schnell gefasst.

Dank Corona konnte die Kripo mal durchatmen. Abgesehen von einem leichten Anstieg bei Fällen mit häuslicher Gewalt, die